

Christine Aebi und Lilly Axster

WAS machen?

Zur Debatte über nachträgliche Änderungen in (Kinder)büchern

Beginnen wir konkret mit unserem Buch 'DAS machen? Projektwoche Sexualerziehung in der Klasse 4c'. Es ist ein Bilderbuch über und für Kinder, die sich dafür interessieren, warum Leute Sex machen, was für verschiedene Arten Liebe es gibt, welche Worte im Zusammenhang mit Sex verdächtig klingen, wie Binden aussehen könnten, was und warum in der Beschäftigung mit Körpern und Berührungen verletzend ist, wieso Erwachsene erstaunliche Unterwäschemodelle haben, wie es sich anfühlt, verliebt zu sein, ob es neben x und y auch andere Buchstaben gibt, die Rückschlüsse auf Geschlechter zulassen, wieso Erwachsene beim Sex manchmal gerne Rollen spielen, ob Orgasmus mit zwei, drei oder vier s geschrieben wird, wieviele Mütter ein Kind haben kann...

Es war ein langer Prozess, zu entscheiden, welche kindlichen Körper wir repräsentieren, welche Namen, von wessen Haar- und Hautfarbe wir sprechen, wie Kleidung formatieren soll, welche unserer Protagonist_innen auf gar keinen Fall über Sexualität sprechen und welche immer noch mehr wissen möchten. Da diesen Entscheidungen wie immer unsere jeweils eigene Sprechposition, Haltung und Identität zugrunde liegt, war für uns zentral, wie Behauptungen als solche markiert, Setzungen sprachlich und optisch ausgewiesen und Projektionen wie auch Verschiebbarkeiten erkennbar gemacht werden können.

„Es gibt Farbe, die Hautfarbe heißt.“

„Aber wessen?“

Dieser Minidialog und die Versuchsanordnung der Farben, Papiere, Stoffschichten und Körperentwürfe sind ein Beispiel für den Versuch, solche Beweglichkeiten in Text und Bild umzusetzen. Das Bemühen um diese Art der Durchlässigkeit ist natürlich kein Garant dafür, dass Setzungen von Leser_innen nicht doch anders verstanden werden. Allein die Vorstellung, dass ein Wort oder eine Darstellung jetzt oder in Zukunft einzelne Kinder trifft, abwertet, verletzt, diskriminiert, kurz schwächt, macht unruhig. 'Natürlich ändern' ist unser erster Gedanke. Damit die Worte und Bilder, um die wir so gerungen haben, niemanden auslachen, fertig machen, ausschließen oder verstummen lassen.

In der Debatte taucht immer wieder die Frage auf, was Kindern zugemutet und zugetraut werden kann. Wir setzen früher an, bei uns Erwachsenen, den Produzent_innen und Käufer_innen. Wir müssen keine Vermutungen darüber bemühen, was ein Kind wie auffasst und wohin was bei einem Kind fällt, um zu beurteilen, was wir selber beim Lesen unerträglich finden, z.B. die schleichende Normalisierung diskriminierender Darstellungen und Sprache. Das nagt, das verunsichert, das verstört. *Denke nur ich so, wieso stört mich das, bin ich empfindlich, wie kann es sein, dass so etwas erscheint, hat das niemand bemerkt...* sind einige Gedanken, die auftauchen, wenn unwidersprochen abgewertet, pauschalisiert, verhöhnt wird. Dabei spielt es keine Rolle, ob eine Formulierung oder Illustration als z.B. rassistisch oder homophob geplant war, unbedacht ist oder 'Kind seiner Zeit'. Aktiv subtiler Normalisierung etwas entgegenzusetzen, jeden Tag aufs neue, verstehen wir als eine der Hauptaufgaben von Erwachsenen im Zusammenleben mit Kindern. Wieso also nicht auch und gerade im Bereich des geschriebenen Wortes und gemalten Bildes.

Was konkret adaptiert werden könnte und wie und von wem, bleibt, sobald es die Verfasser_innen selber nicht mehr gibt oder sie nicht interessiert sind, ihre Werke zu überarbeiten, letztendlich im Bereich von gesellschaftspolitischen Diskussionen verortet. Wir selber würden uns wünschen, dass Verlage auf jene Stimmen vertrauen, die sich, die Haltung des jeweiligen Buches zur Kenntnis nehmend, mit dem Wissen um aktuelle, emanzipatorische Denkbewegungen zu Wort melden. Das können die Stimmen von Leser_innen sein, von Fachleuten, politischen Aktivist_innen oder

auch Institutionen. Denkbar wäre auch eine testamentarische Verfügung von Autor_innen und Illustrator_innen, in der sie ihr grundsätzliches OK für Adaptionen geben, ähnlich einer Patient_innenverfügung, möglichst mit Ideen für ein konkretes Procedere und inhaltliche Gewichtigungen.

Ein allgemein gültige Vorgangsweise kann es nicht geben. Wichtig erscheint uns, jedenfalls nicht (nur) Maß zu nehmen an individualisierten Betroffenheiten. Bei dieser Art Maßstab wird häufig übersehen, dass Diskriminierung nicht nur diejenigen trifft, die mit der jeweiligen Herabsetzung unmittelbar adressiert werden oder sich angesprochen fühlen, sondern gleichzeitig jene in ihrem Überlegenheitsgefühl stärkt, die sich innerhalb der Norm wähnen, und deren abschätzigen Blick auf die sogenannten 'Anderen' verfestigt. Kein Kulturbereich, der ernst genommen werden und Maßstäbe setzen will, kann heute auf die Erkenntnisse und Arbeiten der postcolonial und queer studies, der feministischen Wissenschafts- und Kunstkritik, der Repräsentationsforschungen und Kunstgeschichte verzichten. Involviertes Betrachten und Lesen im Sinne von Reflektieren der Brille, durch die jemand sieht, kann sich kaum auf einen Standpunkt zurückziehen, der Werktreue über Wirkung stellt. Es geht nicht um correctness um einer Korrektheit willen. Es geht um Involviertheiten, die eigenen und die anderer. Diese wahrzunehmen und anzuerkennen, ist die Grundlage der Debatte, ob in Büchern für Kinder und Jugendliche Änderungen erlaubt, vielleicht sogar notwendig sind.

Eine erstaunliche Leerstelle ist die Frage nach dem diskriminierenden Potential nicht nur von Text, sondern von Illustrationen. Womöglich lässt die Überforderung der ungleich schwierigeren Eingriffe in Bilder eine Diskussion erst gar nicht aufkommen. Wir wissen, es ist komplex und gibt kein Patentrezept. Aber wir plädieren für das Bemühen darum, dass jedes Kind sich bei der Buchlektüre gemeint und sicher fühlen kann und wünschen uns für unsere Bilder und Texte auch in 5, 10 oder 50 Jahren ein ggf. neuerliches Ringen darum.